

Petra Zwaka

Vortrag am 18.5.01

zur Eröffnung des Archiv- und Dokumentationszentrums für soziale und pädagogische Frauenarbeit in Berlin

Frauengeschichte in einem Regionalarchiv

Ich bin hier eingeladen als Vertreterin eines Archivs für Frauen- und Sozialgeschichte. Dies ist in meinem Fall eigentlich nicht die korrekte Bezeichnung, denn als Leiterin des Museums und Archivs Tempelhof-Schöneberg - wie es seit der unlängst vollzogenen Fusion der beiden Berliner Bezirke heisst – ist mein Aufgabenbereich sehr viel weiter gesteckt. Wir sind ein regionales Museum mit dem Auftrag, regionales Kulturgut zu sammeln, zu bewahren, zu erforschen und zu vermitteln. Zu diesem Kulturgut gehört auch eine breite Dokumentation zur Frauengeschichte, die heute integraler Bestandteil unseres Archivs ist.

Das war nicht immer so. Als ich 1982 als frauenbewegte Historikerin im Rahmen eines lokalen Geschichtsprojektes auch dem Heimatarchiv Schöneberg zwecks Recherchen einen Besuch abstattete, sagte man mir, über „Frauen“ sei in dem Archiv nichts zu erfahren. Mein Anliegen schien unverständlich und sich völlig außerhalb der vorhandenen Archivsystematik zu bewegen.

Ein Jahr später bekam ich das Angebot, in eben jenem Archiv als freie Mitarbeiterin zu tätig zu werden. Als Kuratorin für die regionalgeschichtliche Sammlung oblag mir die Aufgabe, die Bestände nach wissenschaftlichen Kriterien einerseits und benutzerfreundlicher Aufbereitung andererseits zu sichten, auszuwerten und zu systematisieren. Ziel sollte sein, das Archiv einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Das Schöneberg Archiv verfügte bereits damals über einen ausgesprochen umfangreichen Sammlungsbestand zur Schöneberger Lokalgeschichte; aus den verschiedensten Bereichen ließen sich historische Zeugnisse finden, die Aufschluß über die Vergangenheit Schönebergs gaben: Bau- und Stadtplanungsgeschichte, Alltags- und Sozialgeschichte, Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, die Geschichte von politischen Organisationen, Parteien und Verbänden.

Aufmerksamkeit, ein anderer Blick war aber gefordert, um Frauen in dem kleinen stadtgeschichtlichen Archiv und Museum zu finden. Als dort Beschäftigte und Benutzerinnen waren sie zwar nicht zu übersehen, in den Karteikästen des Archivs ruhten sie allerdings gut versteckt. Die traditionellen Kategorien der Geschichtswissenschaft erwiesen sich als Tarnungen. Sie waren nur scheinbar geschlechtsneutral.

Begonnen hat eine Annäherung an die Frauengeschichte in Schöneberg mit der Vorbereitung einer umfassenden Ausstellung, eine Annäherung, die ohne die biographischen Erfahrungen der hier Beschäftigten mit und in der autonomen Frauenbewegung nicht denkbar gewesen wäre. Die Pfade, auf

denen diese Annäherung an die Frauengeschichte erfolgte, waren verschlungen und nicht immer leicht zu begehen.

Eine unserer interessantesten Entdeckungen war eine Serie von über 300 Fotos, ordnungsgemäß archiviert und mit der sachbezogenen Aufschrift „U-Bahn-Bau Nollendorfplatz – Kurfürstenstraße“ versehen. Hier stießen wir auf eine Reihe von Aufnahmen aus den Jahren 1909 – 1917, die Menschen in verschiedenen Arbeitssituationen zeigten: als Arbeiter, als Vorarbeiter, als Bauaufseher. Der Tarnname, das Stichwort „Baugeschichte“, unter dem dieses Foto für alle nicht an Baugeschichte Interessierten in den Karteikästen verschwand, bestimmte, was zur Sache gehörte.

Nicht zur „Sache“ gehörte es, dass einige der Arbeitenden, zumindest in den Jahren 1916 – 1918, Kleider trugen. Da anzunehmen war, daß sich die Arbeiter die körperlich sehr anstrengenden Bauarbeiten durch lange Frauenröcke nicht unnötig erschwert haben, konnte vorerst daraus geschlossen werden, dass hier Frauen zu Bauarbeiten eingesetzt worden waren. Aber das wäre vorerst noch eine Behauptung gewesen, denn ob sie eingesetzt oder sich freiwillig gemeldet hatten – es war die Zeit des Ersten Weltkrieges -, ging aus dem Bild nicht hervor.

Bleiben wir am Beginn unserer Entdeckung dieser Fotos, dieser Frauen. Sie blieben uns zunächst verborgen, weil sie von einer Archivarin unter der Kategorie „Baugeschichte“ eingeordnet worden waren; die Frauen verschwanden hinter der Kennzeichnung „Bauabschnitt Nr. 3- 15“; die Fotos ließen sich wie selbstverständlich unter dem Stichwort „U-Bahn-Bau Nollendorfplatz - Kurfürstenstraße“ einsortieren; die Frauen dienten Architekten und Stadtplanern unauffällig als Größenvergleich zu Stahlkonstruktionen und Baugruben.

Wer unbemerkt durch so viele Hände geht, hat eine gute Tarnung erhalten. Aber: „Jedes Bild hat seine Geschichte. Es ist zugleich die Geschichte derer, die das Bild anschauen, verwenden, deuten, in Zusammenhänge stellen.“ (Revolution und Fotografie, 1989)

Der geschulte Blick der Sozialhistoriker/innen mag hinter der Rubrik „Baugeschichte“ arbeitende Menschen vermuten, aber die Wahrnehmung von Frauen bleibt „blockiert durch eine Fixierung auf den „kleinen Mann“ und auf Schichten- oder Klassenmodelle, deren herkömmliche Verwendung Frauen unsichtbar“ (Gisela Bock, 1983) halten.

Wir stießen also nicht nur auf die Frauen auf dem Foto, wir stießen auch auf Wahrnehmungsmuster, die männlich-bestimmte Perspektive von Historiker/innen oder in diesem Fall einer Archivarin. Das, was wir als „verborgen“ bezeichnet haben, was schon so viele gesehen (und übersehen) hatten, hat etwas zu tun mit dem anderen Blick auf Geschichte, der Frauen überhaupt erst einmal sichtbar machen muß. Ebenso wichtig würde es sein, ihren Beitrag zur allgemeinen Geschichte auf allen Gebieten, auch beim U-Bahn-Bau, zu würdigen. Wichtige Arbeitsschritte, die uns die Augen für die Frauen auf dem Foto öffneten.

Ich habe das Beispiel der zwischen den „Bauabschnitten“ verborgenen Frauen so ausführlich dargestellt, um deutlich zu machen, dass jedes historische Archiv auch ein Frauenarchiv ist. In alten Aktenschränken und Archiven schlummert - oft unentdeckt – das materielle Erbe von Frauen. Die Frauenhistorikerin Gisela Bock hat einmal gesagt. „Frauen sind hauptsächlich deshalb unsichtbar geblieben, weil ihre Erfahrungen, Aktivitäten und Räume des historischen Interesses nicht würdig schienen.“ (Gisela Bock, 1988) Aus der traditionellen Perspektive, die in der allgemeinen Geschichte angeblich keine Geschlechter entdecken konnte und Männer-Geschichte als Menschheitsgeschichte verstand, fiel der Ausschluss von Frauen nicht weiter auf. So wurde zum Beispiel das ausschließliche Wahlrecht für Männer in der traditionellen Geschichtsschreibung zum Allgemeinen Wahlrecht. Die Ausgrenzung von Frauen in der Geschichte und in der Geschichtsschreibung hat sich auch in den Archivsystematiken niedergeschlagen. Hier ließen sich noch viele eindrückliche Beispiele darstellen, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse den Blick auf historische Quellen bestimmen und eben verstellen.

Aber wenn Frauen bisher des historischen Interesses nicht würdig erschienen, dann kann das bloße Hinzuaddieren zur allgemeinen Geschichte, das Ausfüllen der weißen Flecken ebenso wie die Orientierung an „bedeutenden“ Frauen in der „männlichen Welt“ – nicht ausreichen. (Gisela Bock, 1983) Eine solche Orientierung wird immer in der Gefahr stehen, Frauen bloß im vorgegebenen Rahmen einer Männer-Geschichte sichtbar werden zu lassen. Der andere Blick darf sich nicht darauf beschränken, daß es auch Frauen in der Geschichte gab. „Der neue Blick mußte deshalb die Hierarchien zwischen historisch Wichtigem und Unwichtigem umstülpen, und es wird neu gesehen und gewertet, was Frauen tun wollen, tun sollen, getan haben.“ (Gisela Bock, 1988)

Durch die autonome Frauenbewegung der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts und die theoretischen Diskussionen innerhalb der Frauengeschichtsforschung hat ein Perspektivwechsel stattgefunden. Wir haben uns im Schöneberg Museum in jahrelangen Auseinandersetzungen darum bemüht, andere Akzente zu setzen – sowohl in der Vermittlungsarbeit von Geschichte als auch in dem Sammlungskonzept unseres Archivs. Die Stadtgeschichte ist untrennbar mit der Geschichte von Frauen verknüpft, zumal an einem Ort wie Schöneberg, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Zentrum der bürgerlichen Frauenbewegung war und im Zuge der autonomen Frauenbewegung der 70er Jahre wiederum ein Dreh- und Angelpunkt wurde.

1988 haben wir am Museum eine Arbeitsgruppe gegründet, an der neben einigen anderen Gruppen auch Frauen aus der Fachhochschule für Sozialarbeit- und Sozialpädagogik mitarbeiteten (damals hieß sie noch nicht Alice-Salomon-Fachhochschule),- Frauen des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, des Lette – Vereins und der St. Franziskusschule (einem ehemaligen Mädchenlyzeum) - alles traditionelle Bildungseinrichtungen von Frauen für Frauen.

Das gemeinsame Ziel des ehrgeizigen Ausstellungsprojektes war es, die verschüttete Geschichte von Frauen und den Platz von Frauen in der Geschichte sichtbar zu machen. Es entstanden mehrere Ausstellungen vor Ort, an verschiedenen Orten im Bezirk – nämlich, da, wo sich die Geschichte auch ereignet hat. Mehrere Begleitpublikationen haben die Ergebnisse auch längerfristig dokumentiert.

Dieses Kooperationsprojekt war der Grundstock für die umfangreiche Sammlung zur Frauengeschichte in unserem Archiv, die heute der Öffentlichkeit zur Verfügung steht und die der Ausgangspunkt für weitergehende Frauenforschungen ist. Die Begrifflichkeiten unserer Archivsystematik haben sich verändert, vermeintlich geschlechtsneutrale Kategorien wie z. B. Arbeit und Politik wurden hinterfragt und werden kontinuierlich um neue Erkenntnisse erweitert.

Natürlich gibt es auch für uns immer noch Überraschungsfunde. Als wir 1994 unser neues Haus in der Hauptstraße bezogen, entdeckten im Keller einen Raum voller staubiger Lehrpersonalakten aus öffentlichen Schulen. Hier war seit Beginn der 60er Jahre das Schulamt untergebracht gewesen. Der ausgemusterte Bestand mit Alt-Akten – die älteste stammt aus dem Jahr 1901 -, war beim Umzug schlicht vergessen worden.

Dem Blick unserer Archivarin, Veronika Liebau, blieb auch hier die Frauengeschichte nicht verborgen. Mit roter Handschrift war auf etlichen Aktendeckeln zu lesen: „Entlassen“! Drinnen steckten die Lebenswege von Lehrerinnen, deren Berufslaufbahn endete, weil sie sich entschlossen hatten zu heiraten. Denn das preußische Schulgesetz sah vor, dass Lehrerinnen ledig sein mussten. Die Romanautorin Clara Viebig hat die Situation von Lehrerinnen um 1900 in ihrem Buch – „Die mit den 1000 Kindern“ - sehr anschaulich beschrieben.

Das letzte Beispiel macht deutlich, dass trotz der vielen Erkenntnisse im Bereich der Frauengeschichtsforschung immer noch von großer Bedeutung ist, wer ein solches Archiv mit welchem Blick (und welcher Erfahrung) leitet. Viele heutige Frauenhistorikerinnen haben ihre Impulse aus der Frauenbewegung bekommen und diese an ihren Arbeitsplatz getragen. Einige von ihnen arbeiten heute in den Archiven, dem Quell unseres Wissens zur Frauengeschichte.

Genauso wichtig aber ist auch ein Austausch und eine Vernetzung unter den Archiven, die ein ähnliches Anliegen verbindet, nämlich vergessene Frauengeschichte sichtbar zu machen und die Orte für Frauenstudien professionell zu betreuen.

Von daher habe ich mich gefreut, hier in diesem Zusammenhang unser Archiv präsentieren zu können und hoffe auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit mit dem Archiv des Pestalozzi-Fröbel-Hauses und dem neuen Alice-Salomon-Archiv.

Der Vortrag basiert auf einem Beitrag in dem Buch:

„Ich bin meine eigene Frauenbewegung“. Frauen-Ansichten aus der Geschichte einer Großstadt. Hrsg. vom Bezirksamt Schöneberg/Schöneberg Museum, Berlin 1991

Zitate aus:

Revolution und Fotografie. Berlin 1918/19. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst e.V. (NGBK), Berlin 1989, S. 12

Gisela Bock, Historische Frauenforschung: Fragestellung und Perspektiven, in: Hausen, Karin (Hrsg.), Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983

Gisela Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, 14. Jg./1988